

BUCHBESPRECHUNGEN

Bildbände und Mystik

Stäps, Detlef: Das menschliche Antlitz Gottes. Bilder von Christus. (Reihe Glaubensbilder. Hrsg. G. Glaser, J. Sudbrack, B. Winkler-Jegler). Würzburg: Echter Verlag 1992. 60 S., 12 Abb., geb., DM 24,80.

In der Reihe „Glaubensbilder“, die schon die Themen „Abendmahl“ und „Dreifaltigkeit“ vorstellt (vgl. die Rezension in GuL 1991, Seite 476 f.) liegt nun der dritte Band vor, in dem Bilder von Christus gezeigt und meditiert werden. Sie möchten dazu beitragen, daß christliche Kunst wieder neu als ein Weg zu Gott aufleuchtet, „da Christus das vollkommene Ebenbild Gottes ist“; sie spiegeln aber auch „den Menschen, der in Ihm seine ursprüngliche Berufung erkennen kann“ (58).

Der noch junge Autor, dessen ikonografische Kenntnisse beachtlich sind, hat aus der „unendlichen“ Fülle der Möglichkeiten 12 Bilder ausgewählt, die ihm wichtig erscheinen und Menschen von heute besonders ansprechen. Das Buch beginnt (nur scheinbar überraschend) mit einem Marienbild von Sieger Köder (1973), um unsere Aufmerksamkeit auf das Geheimnis der Menschwerdung Gottes zu lenken: Maria ist Gottesgebärerin, Thron Jesu, Spiegel der Gerechtigkeit, Sitz der Weisheit. Gott wird durch sie konkret und lebt mitten unter uns. Als göttlicher Knabe (wie das Relief eines frühchristlichen Sarkophags des 4. Jahrhunderts ihn darstellt) wirkt er die Auferstehung und den neuen Anfang. Zugleich ist er der Allherrscher, der mit seiner Macht die Erde umfängt (wie das Apsismosaik der Kathedrale von Cefalù um 1148 verdeutlicht).

Der ausgewählte Bilderbogen ist farbenreich und voller Spannungen. Er zeigt die innige Liebe des göttlichen Bräutigams (Johannes-Minne) und seine Schönheit, seinen erlösenden Blick, seinen gottmenschlichen Abstieg und Aufstieg, seine Verborgenheit und seinen Tod. Das klassische Christusbild kommt darin ebenso vor wie die mo-

derne Kunst, die die Gestalt Jesu in die Fragen und Nöte unserer Zeit zu übersetzen versucht. Die Betrachtung des Unvollendeten Doppelkreuzes aus der Reihe „Scandalum Crucis“ (1969) von Herbert Falken stellt hinführend fest: „Heute verfügen Künstler über neue Kunstformen und Techniken, um sich auszudrücken... Kunst steht heute nicht mehr auf einem Sockel, sie hat ihren Platz mitten im Leben der Menschen“ (45). Christus braucht viele Gesichter, wie das Emmausbild des „Plötzenseer Totentanzes“ von A. Hrdlicka (1972) erschütternd darstellt. „Dem Leiden kann überall dort ein Sinn abgerungen werden, wo Menschen im Leid zusammenstehen und ihr Menschsein nicht verraten“ (52).

Insbesondere die sogenannte abstrakte Kunst „hat insofern eine religiöse Dimension, als die Loslösung von jeglichen gegenständlichen Formen immer auch ein Schritt von der Ebene materieller Gebundenheit zur Ebene des Geistes ist“ (53). Doch kann es auch abstrakte Christusbilder geben? Im eigentlichen Sinne wohl kaum, da sonst die Gefahr besteht, die Konkretheit der Menschwerdung Gottes zu vernachlässigen. Die Große Meditation Karfreitag von A. Jawlensky aus dem Jahr 1937 ist nach Ansicht von Stäps „ein Christusbild am Rand der Abstraktion“ (54). Es will weder das darstellen, was man sieht, noch das, was man fühlt, sondern nur das, was in der Seele lebt. Es wird erst ganz verständlich, wenn man die Biographie des Künstlers kennt (er litt an schwerer Arthritis deformans, die schließlich zur vollständigen Lähmung führte). „Dem Maler gelingt es hier mit wenigen Strichen, die Stimmung des Karfreitags wiederzugeben und die Auferstehung anzudeuten“ (56). Im Grunde ist das Bild ein Zeugnis tief empfundenen Glaubens.

Alle Beispiele in diesem Buch bieten eine gründliche Einführung in den biographischen und historischen Kontext der Gemälde sowie eine einfühlsame Beschreibung ihres jeweiligen Gehaltes. Auch grundsätzliche Fragen (Dürfen und können

wir uns überhaupt ein Bild von Gott machen? – Was meint die Bibel, wenn sie sagt, daß der Mensch eine Ikone Gottes ist? – Warum gibt es eigentlich so viele Christusbilder?) werden gestellt und soweit möglich wenigstens kurz beantwortet. „Doch die begleitenden Worte wollen nur ein erster Schritt sein, um durch die Tore dieser Darstellungen das unendliche Geheimnis Gottes zu betreten“ (57). Es sind deutende Hinweise eines Menschen, der selber noch auf dem Wege ist und nach Worten sucht. Gernade so aber wird der Leser noch einmal besonders angeregt, sich die Bilder, die sowohl Zeichen menschlicher Liebe als auch Zeichen der Nähe Gottes sind, auf ganz persönliche Weise zu erschließen.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Oursel, Raymond/Claude Jean-Nesmy: Pilgerwege nach Santiago de Compostela durch Frankreich und Spanien. Würzburg: Echter 1990. 128 S., 65 Farbbilder, 8 Wegskizzen, geb., DM 39,-.

In seinem sachkundigen Einleitungssessay bringt Raymond Oursel einen kurzen Abriß der Geschichte der Wallfahrt nach Santiago de Compostela: Hier werden die Gebeine des Apostels Jakobus des Älteren verehrt. Nach seinem Märtyrertod in Jerusalem (vgl. Apg 12,2) soll sein Leichnam zur Iberischen Halbinsel gebracht worden sein. „Das Boot landete genau an der Mündung des Flusses Ulla bei dem Ort Iria Flavia, der heute Padrón genannt wird und von Compostela etwa fünf Meilen entfernt liegt. An der Flußmündung erstreckt sich ein langer Sandstrand, an dem die Gezeiten Muscheln ganz eigenwilliger Form zurücklassen, eben jene Muscheln, die zu einem der bevorzugten Symbole der galicischen Wallfahrt wurden“ (9). Nach der mirakulösen Auffindung der Reliquien des Apostels im 9. Jh. wurde der Heilige im politischen Bewußtsein ätiologisch gerühmt. „Für die Spanier, deren Kampf um die Reconquista sich immerhin über vier Jahrhunderte erstreckte, war die entschiedene Unterstützung der Christen durch den heiligen Jakobus während der Schlacht von Clavijo (844) von großer Bedeutung. Als strahlende Erscheinung auf einem Schimmel reitend, hatte er den Sieg er-

rungen und sich damit seinen Ehrennamen *Matamoros*, Maurentöter, erworben“ (10).

Neben Jerusalem und Rom war Santiago im Mittelalter ein Zentrum des abendländischen Wallfahrtswesens. In den letzten Jahrzehnten kam es zu einer Erneuerungsbewegung der Wallfahrt nach Santiago. Viele Pilger knien heute wieder nieder zum Gebet vor dem Apostelgrab. Die Besucher staunen über die beeindruckende Basilika und den Botafumeiro, das große Weihrauchfaß, das durch den Querbau schwingt.

Seit dem Mittelalter führen vier Pilgerwege fächerförmig durch Frankreich nach Santiago. Papst Calixt II., der Sohn Wilhelms von Burgund und Schwager von Uraca, der Tochter Alfonso VI., hatte gleichsam ein doppeltes familiäres Interesse am guten Fortgang der Wallfahrt. Das fünfte Buch des *Codex Calixtinus* ist der berühmte Pilgerführer nach Santiago: der *Guide du Pèlerin de Saint-Jacques*. Zum Heil der eigenen Seele nahm man die Mühen der Wallfahrt in den äußersten Nordwesten Spaniens auf sich. Die erste Route des Weges begann in Orléans, die zweite in Vézelay, die dritte in Le Puy, die vierte in Arles. In Puente la Reina kamen die Routen zusammen. Von dort geht es weiter durch Spanien zum Ziel der Wallfahrt.

Im obengenannten Bildband finden sich gute Kurzbeschreibungen markanter Kirchen, die für den Pilgerweg wichtig sind. Romanische Kunstwerke und geschichtliche Ereignisse werden nahegebracht, einzelne Heilige situiert, z.B. Maria Magdalena, St. Leonard, St. Isidor.

Die Qualität der Farbtafeln dieses Buches ist unterschiedlich, im allgemeinen jedoch recht gut. Die Einfügung der Seitenzahlen in die Farbtafeln kann man hingegen nur als geschmacklos bezeichnen.

Paul Imhof SJ

Santiago de Compostela. Auf alten Wegen Europa neu entdecken. Text von Millán Bravo Lozano. Bilder von Hans-Günther Kaufmann. Innsbruck, Wien: Tyrolia-Verlag 1992. 192 S., 130 Farbtafeln, geb., DM 98,-.

Der „Camino de Santiago“ ist seit Jahrhunderten einer der kulturellen Integrationsfaktoren des christlichen Europa. Darauf be-

sinnt man sich heute wieder. So bringen es die Grußworte führender Politiker in diesem Bildband zum Ausdruck. In der „Erklärung des Europarates vom 23. Oktober 1987“ wird der Jakobsweg als „Erster Europäischer Kulturweg“ deklariert.

Durch Bild und Text des Buches wird offensichtlich, wie die Völker Europas durch den Jakobsweg in Beziehung traten. „Meine Bilder wollen beides vermitteln: das Erlebnis der Zusammengehörigkeit und Ganzheitlichkeit Europas. Ich könnte auch sagen: die Sichtbarmachung der Möglichkeit, Europa auf geistigen und christlichen Werten neu zu errichten, dann aber auch die Botschaft, die von der Jakobspilgerschaft für jeden Menschen ausgehen kann“ (78). Und der Fotograf schreibt weiter: „Mir wurde bewußt, daß wir Menschen im Letzten und Tiefsten nichts anderes suchen als ein Leben jenseits des Todes. Die Wallfahrt zum Grab des Apostels Jakobus enthält keine andere Botschaft als diese“ (78). Manchmal könnte man meinen, der Meisterfotograf H. G. Kaufmann habe kein Interesse daran, Fotos zu machen, sondern er wolle Gemälde schaffen. Dies ist ihm mit seinen Bildern perfekt gelungen. Ein großartiges Buch. Der hochqualifizierte Autor Millán Bravo Lozano kennt alle relevanten historischen Quellen und verarbeitet sie in seinem höchst lesenswerten Essay präzise.

Das Grab des Apostels Jakobus und seiner Mitarbeiter Athanasius und Theodorus – sub arcis marmoricis (unter den Marmorbögen) – wurde zwischen 820 und 830 entdeckt. In einer Urkunde vom 4. September 834 ließ Alfonso II., der König von Asturien und León folgendes schreiben: „*Uns wurde also in unserer Zeit der große Schatz des seligen Apostels, sein heiliger Leichnam, offenbart. Als ich diese Nachricht erhielt, bin ich in Begleitung meines Hofstaates mit großer Frömmigkeit und Demut dorthin geeilt, um diesen so wertvollen Schatz zu bewundern und ihm zu huldigen. Wir verehrten ihn unter Tränen und Gebeten als Patron und Herrn von Spanien, und freiwillig erwiesen wir ihm die vorher genannte Ehre und gaben Befehl, eine Kirche zu seinen Ehren zu erbauen*“ (20).

Es gibt schriftliche Zeugnisse, die von der Anwesenheit des Apostels bzw. von seinem Grab in Spanien sprechen, noch bevor es zu Beginn des 9. Jh. inmitten eines römischen

Friedhofes entdeckt wurde. Die Bevölkerung bestand zunächst aus Römern, Kelten und Iberern. „Die Stillegung des Friedhofes scheint mit der Auflösung des Königreiches der Sueben in Galicien zusammenzufallen, das vom Westgotenkönig Leovigildus 585 unterworfen wurde“ (35).

Millán Bravo Lozano kommt nach der Auswertung vieler Dokumente, Ortstraditionen und archäologischen Indizien zu dem Schluß, daß historisch gesehen sehr vieles für die Echtheit des Jakobusgrabes spricht. „Die Etymologie von *Compostella* (schon 914 erscheint in einer Urkunde die Bezeichnung *villa Compostella*) wäre *Campus stellae*, d.h. Feld des Sternes oder der Sterne. Noch heute ist dies im allgemeinen die verbreitetste und zugleich einleuchtendste Etymologie – auch wenn man mittlerweile aus ebenfalls alten Quellen andere kennt, wie z.B. *Compositum tellus*, was soviel heißt wie Schönes Land, oder *Compostella, Friedhof*, wie man vom Verb *componere* mit der Bedeutung *beerdigen* ableiten kann“ (39).

Auf ein kostbares Detail sei zuletzt noch hingewiesen. Einige Kilometer von Santo Domingo de la Calzada „trifft man auf das Kloster *San Juan de Ortega* mit dem Grab dieser Persönlichkeit, der ein Schüler des heiligen Domingo de Calzada war und dessen Werk fortführte. Wenn im Frühjahr und Herbst Tagundnachtgleiche herrscht, spielt sich in der Kirche ein einzigartiges Schauspiel ab, sobald bei Sonnenuntergang die Sonnenstrahlen das Kapitell mit der Verkündigung beleuchten“ (70). Paul Imhof SJ

Kurz, Paul Konrad: Ein großes Flügel-dach. Verse mit Engeln, mit Graphiken von HAP Grieshaber. Hauzenberg: Edition Pongratz 1993. 75 S., 6 Abb., kart., DM 26,-.

„Für ein Kreuzzeichen begleiteten sie uns zur Schule“ (22). Man wußte es einfach: „Er beschirmt dich mit seinen Flügeln, unter seinen Schwingen findest du Zuflucht. Denn er befiehlt seinen Engeln, dich zu behüten auf all deinen Wegen“ (Ps 91). So war es früher vielleicht, heute hingegen: „In heiligen Räumen nicht mehr geduldet / suchen Engel allerorten / ihren Schöpfungsmorgen / im Rücken der Priester / auf der Palette des

Malers“ (34). Gegen allen Augenschein bilden sie immer noch „Ein großes Flügeldach“ für unsere Welt. Diese geheimnisvolle Wirklichkeit wird in den hier vorliegenden Gedichten des Gautinger Schriftstellers P. K. Kurz faszinierend und kritisch durchleuchtet. In einer Litanei heißt es sogar: „Preiset die Söhne / des Vaters des Lichts“ (59). Allerdings wäre es falsch, sich direkte Engel-Lyrik vorzustellen. Es sind vielmehr „Verse mit Engeln“, die unüberhörbar auch all das poetisch artikulieren, was die „Schöne Kunde / uns Frägern gesandte“ (58) gerade heute verhindert: etwa eine Kirchenleitung, die eine „entartete Figur“ entfernen ließ; das ausweglose Feld, über das ein Engel stampft; unsere Väter, die zu Gewehren griffen, ohne daß sich die Himmelsboten einmischten; die vergiftete Luft, durch die sie als Freigeister schwirren (zum Beispiel).

Aber in Ärger und Verdruß, Kummer und Verderben, Rätsel, Schmerzen, Widersprüchen und Zweifeln: „Manchmal nachts / ein Anflug, Berührung von Sekunden“ (46). Ohne religiöses Pathos, sondern intelligentsensibel, oftmals ironisch ruft dieser christlich-weltliche „Widerständler“ die „von den Altären gestoßenen“ in unsere Zeit zurück. Zwar glauben wir „an keine bodyguard / als Beweis für Höheres“ (34), nicht an traditionelle Vorstellungen, jedoch „Wir brauchen Euch am Morgen / abends, in der Nacht“ (28). Kindheitserinnerungen und zeitgenössische Erfahrungen werden durch „Näherungen“ in einen biblischen Horizont gelenkt: „Ach Jakob deine Leiter psalmiert ins Wolkenlose“ (38). Aufrüttelnd die Verse, die Seinem (Jesu) Engel und seiner Auferstehung gewidmet sind, oder welche an Friedens-Engel die Frage richten: „Braucht ihr unsere Stimme / Füße, Fäuste“ (45). Bemerkenswert der Engel der Behinderten („wie eine Schwester aber“), denn er wartet auf dich, wenn du „auf die Welt kommst / dir weh tut, lähmst“ (49). In der erzählten Verkündigung freilich, die das Buch abschließt, sagt Maria: „Noch sehe ich es nicht / das GÖTTLICHE LACHEN / Ich kann den Gang der Welt / nicht erklären“ (68).

Wer mit moderner Lyrik etwas anzufangen weiß, der wird auch diese sublimen Gedichte, die schon in 2. Auflage erscheinen,

dankbar aufgreifen, zumal sie von eindrucksvollen Graphiken des international bekannten Holzschniders Helmut Andreas Paul (HAP) Grieshaber flankiert sind. Bild und Wort ergänzen sich, ohne einander einfach zu spiegeln. Eine schnellfertige Geborgenheit unter „dem großen Flügeldach“ wird dem Leser freilich nicht zuteil. Denn „Für das Fremde am Anfang – und das Fremde am Ende / finde ich auch heute / keinen Namen“ (68). Wie anders könnten „Verse mit Engeln“ uns Heutige treffen und auf den Weg der Zuversicht bringen, den die gute Nachricht eigentlich meint?

Franz-Josef Steinmetz SJ

Bernhard von Clairvaux: Sämtliche Werke lateinisch/deutsch II u. III. Hrsg. von Gerhard B. Winkler. Innsbruck: Tyrolia-Verlag 1992/93, 1176/1264 S., geb., jeder Band DM 148,-.

Zu diesen vornehm dargebotenen zwei Bänden ist das zu Bd. I lobend Gesagte (GuL 1991, 238) zu wiederholen: Wir haben die vollständigen Texte der kritisch bearbeiteten lateinischen Ausgabe mit parallel gedruckter, genauer deutscher Übersetzung vor uns; dazu vorzügliche Einleitungen und Kommentare, die gerade für das Briefkorpus mit den vielen Korrespondenzpartnern unentbehrlich sind; neben den Personen- und Ortsregistern gibt es auch Sachregister (1165–1176, 1256–1264 zweispaltig), die sich an die deutsche Übersetzung, die Einleitungen und Kommentare halten; der Benutzer wird zum ‚Schmöckern‘ verführt (die sorgfältige Übersetzung öffnet auch den Zugang zum lateinischen Original): z.B. mit Begriffen wie Amt, Armut, Erfahrung, Finsternis, Freiheit, Freundschaft, Frömmigkeit, Gnade, Heil, Körper, Leiden, Maß, Mysterium, Priester, Räte, Reform, Schmerz, Selbsterkenntnis, Trost, Weisheit, Welt, Wille usw. Einige Stichworte wie Liebe werden nicht aufgelistet, weil sie zu oft vorkommen; nur die (wenigen) Hinweise auf Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe sind aufgezählt. Beim Durchblättern des II. Bandes der Gesamtausgabe fand ich z. B. den sprachlich fast raffiniert durchkomponierten Brief 18, der sich weitgehend mit Liebe beschäftigt.

Neben einigen kleineren Schriften (darunter die wohl früheste von 1124 „Über die Stufen der Demut und des Stolzes“) und liturgischen Texten konzentrieren sich vorliegende Bände auf das Brief-Corpus des Heiligen. Einige wenige sind zur klassischen Leclercq-Rochais-Ausgabe hinzugekommen. Im Corpus dieser 551 Briefe (bis etwa zum Jahr 1150; Bernhard stirbt 1153) lernt man ihn in der Vielseitigkeit seiner Tätigkeiten, in seinem kirchenpolitischen Engagement, aber auch in seinem persönlichen Leben kennen. So beklagt er sich einmal vor Kanzler Haimerich, daß man ihn an die Öffentlichkeit schleppe (Brief 48, Bd. II). Aber es gibt eine Unzahl von Briefen, in denen er sich an Bischöfe, an Papst Innozenz und an seinen ehemaligen Schüler, Papst Eugen oder an den König von Frankreich in kirchlichen Angelegenheiten wie auch protestierend wendet. Bernhard hat sich nicht von ungefähr mit einer „Chimäre“ verglichen. Aber gleich, wohin sich Bernhard wendet: Auch seine Briefe sind durchglüht von der brennenden Christusliebe dieses Mystikers.

Mit dem III. Band des Gesamtkorpus ab Brief 181 aus dem Jahr 1136 (die historische Abfolge der Briefe wird gelegentlich durch Sach- und Person-bedingte Zusammenstellungen durchbrochen; einige Briefe werden als unecht ausgeschieden) wird man mitten hinein in die religiösen und politischen Auseinandersetzungen der Zeit (die man bernhardinisches Zeitalter nannte) geführt. Man muß nur an Namen erinnern wie Abaelard und Arnold von Brescia oder an Bernhards Engagement für den Kreuzzug (Brief 457 ist der Aufruf „An alle Gläubigen“ zum Kreuzzug nach Jerusalem).

Vorbildlich ist die gründliche, aus dem Italienischen übersetzte Kommentierung der einzelnen Briefe durch Ferruccio Gastaldelli, die dem Profan- wie dem Theologie-Geschichtler die sachlichen und die Hintergrundinformationen darbietet. Die vorliegenden beiden Bände werden für jede künftige historische Forschung unentbehrlich sein. Man hat ein Werk vor sich, das nicht nur Bernhard von Clairvaux, sondern mit seiner Gestalt auch die „seines Jahrhunderts“ vor Augen führt.

Auf eines allerdings muß aufmerksam gemacht werden: Die sorgfältige deutsche Übersetzung, ein großartiges Gemein-

schaftswerk vieler Mitarbeiter, kann in ihrer bewußten Wörtlichkeit den Glanz des danebenstehenden Lateins nicht ersetzen, sondern läßt ihn durch die eigene, wohl notwendige Schwerfälligkeit nur noch heller leuchten.

Josef Sudbrack SJ

Meister Eckhart: Sämtliche deutschen Predigten und Traktate sowie eine Auswahl aus den lateinischen Werken. Kommentierte zweisprachige Ausgabe, Bd. I. und II. Hrsg. Niklaus Largier. Frankfurt: Deutscher Klassiker Verlag, 1993. 1107 + 1026 S., Ln., DM 148,- + 148,-.

Der erste Schreck über den Preis dieser Bände (Nr. 20/21) aus der von Walter Haug herausgegebenen Bibliothek des Mittelalters mindert sich mit Kenntnisnahme ihrer äußerer und inneren Qualität. Es ist eine vornehm gebundene (auch in Leder erhältlich) Dünndruckausgabe, ein Schmuckstück jeder Bibliothek. Darin haben wir das gesamte „echte“ deutsche Werk Eckharts in altem und modernem Deutsch nach der klassischen Quintschen Ausgabe zur Hand (mit den wichtigen Parallel-Texten, die – wie bei Quint – nicht übertragen sind). Hinzu kommen im gleichen lateinisch-deutschen Paralleldruck (II, 487–625) zusammenhängende Texte (besonders Predigten) aus Eckharts lateinischem Werk.

Die Eigenleistung Largiers sind die sorgfältigen Einleitungen und Kommentierungen (I, 713–1106; II, 645–918), die durch gründliche Literaturverzeichnisse und Register ergänzt werden. Darin wurde eine umfangreiche Bibliothek verarbeitet, und niemand, der über ein rein genüßliches Lesen Eckharts hinauskommen will, darf daran vorübergehen. Largier führt zunächst in Leben und Werk Eckharts ein; Quellen und Nachwirkung, besonders die Prozeßgeschichte werden nach heutigem Wissen vorgestellt. Nach Steer wird auch gezeigt, daß die deutschen Predigten nicht, wie bisher angenommen, „unkontrollierte Mitschriften“, sondern durchgängig von Eckhart autorisierte Texte sind. Einiges Licht kann man heute auch auf die Chronologie der Predigten werfen. Die Hauptleistung Largiers, die den Wert des Buches ausmacht, ist die Einzelkommentierung der Texte. Nach

Überlieferungs- und Untersuchungsgeschichte, Gliederung, eventuellem liturgischem Ort und weiteren, stets sorgfältigen Hinführungen werden die philologisch oder inhaltlich wichtigen Worte/Sätze der Texte ausführlich, mit reichem Bezug zu anderen Eckhart-Texten oder anderen Mystikern kommentiert. Zur I. Predigt wird z. B. die Erläuterung des „sonder warumbe“ (mit Hinweisen auf Bernhard, Hadewijch, Wilhelm v. St. Thierry, Beatrijs, Marguerite Porete, Angelus Silesius bis Heidegger [!]) verbunden mit einer Hinführung zum Denken Eckharts. Dort finden sich eine ebenso gründliche Darstellung der Metapher des Lichts, eine erstmalige Erläuterung von Eckharts Gelassenheit (umfassend erst zu Predigt 28) und viele andere Hinweise, die entweder ein Zitat verifizieren oder in Eckharts Mystik einführen. Der Schluß-Index führt hin zu den Namen und Einzelbegriffen bei Eckhart und der reichen Kommentierung Largiers. Wie gesagt: eine ehrliche Auseinandersetzung mit Eckhart kann an diesen zwei Bänden des Haas-Schülers nicht vorübergehen.

Auf Eckharts „Mystik“ kommt Largier nur einmal (II, 846–851) zu sprechen; er lehnt eine „Erlebnismystik oder eine diffuse Emphase euphorischer Natur“ ebenso ab wie Flaschs rein philosophische Reduktion. Mit aller „großen Vorsicht bei der Verwendung dieser Bezeichnung“ spricht er von einer „alles Handeln und Erkennen dauernd und immer schon unterlaufenden und es in Gott begründenden Erfahrung, die der Mensch im intellektuellen Aufstieg zu erlangen vermag, die aber gleichzeitig, da sie die Überformung durch Gott meint, alles Erkennen begründend überschreitet“. Es ist die augustinische Weisheit. Dies bei Eckhart dargestellt, hätte ich mir noch mehr von Largier erwünscht. *Josef Sudbrack SJ*

Ruh, Kurt: Geschichte der abendländischen Mystik. München: C. H. Beck Verlag. Band I: Die Grundlegung durch die Kirchenväter und die Mönchstheologie des 12. Jahrhunderts. 1990. 414 S., Leinen, DM 98,–. Band II: Frauenmystik und Franziskanische Mystik der Frühzeit. 1993. 547 S., 14 Abb., Leinen, DM 118,–.

Die Stärke des emeritierten Würzburger Professors ist die Darstellung von Einzelgestalten und -texten. In Kenntnis von und Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur und den größeren Zusammenhängen werden wir Schritt für Schritt eingeführt in den Reichtum christlicher Mystik. Der Germanist Ruh erweist sich dabei als theologisch überaus kompetent. Da er sich bemüht, dem Leser die Texte selbst, und zwar in heutigem Deutsch, vorzustellen, gibt er auch dem fachlich nicht Vorgebildeten einen in dieser Weise einmaligen Zugang zur christlichen Mystik.

Schon der erste Band, der Ruhs Fachgebiet übersteigt, zeigt seine Kompetenz. Der viel gelästerte Dionysius Areopagita (so von Kurt Flasch) wird Kronzeuge der Mystik-Auffassung. Augustinus ist nach Ruh eher Theologe als selbst Mystiker. Cassian, Gregor der Große, Johannes Eriugena, die beiden Kartäuser mit Namen Guigo führen zum Höhepunkt des Buches: Bernhard und die zisterziensische Mystik. Die beiden Viktoriner, Hugo und Richard zum Schluß, die auch eher als Theologen denn selbst als Mystiker gelten, sind wahrhaft kein Abgesang.

Der zweite Band sprengt mit seiner Fülle von Einzelbeobachtungen jeden Bericht. Mit dem Trudperter Hohenlied (nach 1150), das noch stark lehrhaft ist, beginnt die Darstellung. Über Elisabeth von Schönau und ihren Bruder (Ruh zählt Hildegard nicht zur Mystik) geht es zu den ekstatischen Mystikerinnen des 13. Jahrhunderts, von denen wir besonders aus der Diözese Lüttich gute Berichte haben. Sie führen zu ersten Höhepunkten des Buches: Beatrijs von Nazareth, Hadewijch von Antwerpen, Mechthild von Magdeburg, der Helftaer Kreis und Marguerite Porete. Hinweise mögen die gut lesbaren Kapitel charakterisieren: Zur großen, wenn auch immer noch rätselhaften Gestalt Hadewijchs bringt Ruh neben dem Originaltext eine moderne Übertragung des siebten „Liedes“, die schon zeigt, daß Hadewijchs „minne“ weder „nur“ subjektive Liebe noch „nur“ Gottes substantielle Wirklichkeit besagt: Es ist eine Erfahrungswirklichkeit gemeint, die nur der Erfahrung offensteht. Zum Helftaer Kreis kann Ruh belegen, daß im „Legatus divinae pietatis“ Gertruds (dessen neue Übersetzung durch Lanczkowski er mit Recht schllichtweg ab-

lehnt) eine sehr selbständige, unbekannte Schwester N. mitgearbeitet hat. Der hingemachten Marguerite Porete gilt seine besondere Aufmerksamkeit (sicher auch wegen ihrer Nähe zu Meister Eckhart).

Der andere Höhepunkt ist die franziskanische Mystik (nicht Franz selbst, aber seine Rezeption), die Ruh seit Beginn seiner Laufbahn beschäftigte. Bonaventura wird in seinen „frommen“ Traktaten vorgestellt, die in der Mystik wirkmächtig waren. Sympathisch ist, daß Ruh sich den franziskanischen Spiritualen (wie dem Dichter Jacopone von Todij) besonders intensiv zuwendet. Nach franziskanischen Frauen (mit der großen Angela von Foligno) kommt Ruh wieder zu seinem eigenständigen Forschungsgebiet zurück: David von Augsburg, der frühe deutsche Franziskaner.

Vor diesem gewaltigen, bis in die Einzelheiten intensiv bearbeiteten und gut lesbar dargestellten Material muß jede Einzelkritik zurückstehen. Aufmerksam machen möchte ich aber dennoch, daß Ruhs Mystik-Begriff, den er von dem schmalen Abschlußbuch des Dionysius Areopagita abliest, ohne es in die Gesamtheit des Dionysischen Werkes einzubinden, wohl doch zu extrem ist, um den ganzen Reichtum christlicher Mystik abzudecken. Ein Wunsch sei das letzte: Die „Schule“ germanistischer Mystik-Forschung, die Ruh in Würzburg gründete, sollte mit einem Sach-Index dieses theologisch wie germanistisch reiche Kompendium der Mystik erschließen.

Josef Sudbrack SJ

Goettmann, Alphonse und Rachel: In deinem Namen ist mein Leben. Die Erfahrung des Jesusgebets. Mit einem Geleitwort von Abt Emmanuel Jungclaussen OSB. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1993. 190 S., Ln., DM 32,-.

Die beiden französischen Autoren – er ist Priester der orthodoxen Kirche Frankreichs – leiten ein „hesychastisches Meditationszentrum“ in Lothringen. In diesem Buch möchten sie das Jesus-Gebet theologisch-reflektierend und praktisch-anleitend dem Leser nahebringen. Dazu entzünden sie ein wahres Feuerwerk von Bibelstellen (Kap. I nicht historisch-kritisch sondiert) und Zitaten aus der mönchischen und theologischen

Tradition (Kap. II). Dankbar muß vermerkt werden, daß sie sich keineswegs scheuen, dem allzu neugierigen Leser auch die harten, asketischen Züge dieser uralten christlichen Gebetspraxis vor Augen zu führen (Kap. V: Weg der Umkehr und Askese). Wichtiger aber ist, daß sie diese Gebetsform aus der Enge einer „speziellen Übung“ herausführen in die Ganzheit einer Lebensgestalt (Kap. IV: Das Jesusgebet als Lebensstil). Doch am aufschlußreichsten ist wohl das III. Kapitel über „Die Übung des Jesusgebets“. Hier wird deutlich, daß die Autoren versuchen, die Anregungen der „initiativen Therapie“ Graf Dürckheims, besonders die Integration des Leibes und das Erspüren des Atmens, in die Übung des Jesusgebetes einzubringen. Es kann kein Zweifel sein, daß dieser Weg richtig ist. Doch er ist kartographisch wohl noch nicht voll erschlossen: Sollte man z. B. die typische „Kutscherbockhaltung“ der hesychastischen Beter des Jesusgebetes nicht eher mit dem (nicht-religiösen!) autogenen Training als mit der Zen-Haltung vergleichen? Steht nicht gar der Leiboptimismus Dürckheims der asketischen Einstellung der frühchristlichen und ostkirchlichen Mönche des Jesusgebets regelrecht entgegen? Sind daher nicht auch die Warnungen, die Theophan der Rekluse, ein Lieblingsautor des Buches, bei aller Hochschätzung einer übertriebenen Wertung des Jesusgebets auf den Weg mitgibt (vgl. die Monographie Spidliks, GuL 39, 1966, 316), bewußter zu beachten?

Das Buch aber will nicht in die Diskussion eintreten, sondern zum Vollzug anregen. Dazu aber gibt es überreiche und wertvolle Hilfe. Besonders das letzte (VI.) Kapitel: „Erläuterung der Gebetsformel: ‚Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich über mich Sünder‘“, führt jeden offenen Christen (und Nicht-Christen!) zur Tiefe und Fruchtbarkeit dieser urchristlichen Weise, zu beten.

Josef Sudbrack SJ

Cassian, Johannes: Das Ruhegebet. Eine Einübung. Übertragen und eingeleitet von Peter Dyckhoff. Mit einem Vorwort von Johannes Bours. München: Kösel-Verlag 1992. 200 S., geb., DM 29,80.

Noch nie zuvor war unsere Welt so klein

und so organisch wie heute. Nach Francis Fukijama führte der Sturz des Kommunismus zum totalen Triumph der „liberalen Demokratie“. Vielleicht ist jedoch das „Europäische Haus“ jener Ort, in den sich die sieben bösen Geister hineinstürzen – auf der Suche nach der Leere.

Für uns Christen stellt sich daher die Aufgabe, dieses „leere Europäische Haus“ mit geistlicher Kreativität zu füllen, welche die Inspiration und Neuheit aus einer großen christlichen Tradition schöpft.

Johannes Cassian ist wahrscheinlich der einzige der Kirchenväter, der im Osten wie im Westen gleichermaßen anerkannt ist. Bereits vor 20 Jahren – in der Zeit der grausamen Verfolgungen – suchten und fanden wir in Rußland die christlich-asketische Tradition und erlebten, daß das Gebet Wunder bewirkt. Aber zum Glück entdeckt man auch im Westen wieder mehr und mehr die Kraft des Gebetes.

Im Westen wurde vielfach vergessen, was Erfahrung ist. Das Ruhegebet nach Johannes Cassian bietet auf einfache Weise eine Rückkehr zur Erfahrung. Der Leser vollzieht bereits beim Lesen der cassianischen Texte eine Einübung in das Gebet und wird wie von selbst in tiefere Schichten der Ruhe, seiner selbst und damit der gesamten Schöpfung geführt. Fragen an den Text und die entsprechenden Antworten lassen Cassian besser verstehen und geben dem Buch eine noch größere Nähe zur Praxis.

Die Aktualität der Gedanken Cassians versetzt in Erstaunen. Peter Dyckhoff ist es ausgezeichnet gelungen, die alte Vätersprache in die moderne Sprache zu übertragen. Gleichzeitig erinnert er auf diese Weise an die tiefen christlichen Wurzeln der Meditation, des Ruhegebets. Hierdurch wird es möglich, Cassians Gedanken leicht nachzuvollziehen. Das Lesen dieses Buches hat mich veranlaßt, aufs neue mit diesem Gebet der Ruhe zu beginnen. *Tatjana Goritschewa*

Lorenz, Erika: Wort im Schweigen. Vom Wesen christlicher Kontemplation. Freiburg, Wien: Herder 1993. 221 S., Leinen, DM 39,80.

Dies ist kein Buch für jemand, der nur eine neue Methode für seine Betrachtungen sucht. Wer aber in das Wesen der christli-

chen Kontemplation vordringen und gleichzeitig das interreligiöse Gespräch pflegen möchte, der findet in diesem außerordentlich zitatenreichen Versuch (von den Kirchenvätern bis ins Mittelalter, von den Upanischaden und der Bhagavad-Gita bis Ramakrishna, von C. G. Jung bis Ken Wilber) eben dafür tiefe Anregungen. Die Verfasserin, die im Jahre 1956 zur katholischen Kirche konvertierte, ist gewiß schon vielen Lesern durch ihre Arbeiten über Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz bekannt. Mehrfach betont sie, daß sie nicht Theologin, sondern Romanistin sei. Zweifellos aber haben ihre persönlichen Erfahrungen und Schwierigkeiten mit dem „Wort“ bzw. mit dem „Schweigen“, die sie anschaulich zur Sprache bringt, durchaus eine „moderierende“ Funktion, die, wie sie hofft, „die geballte Lektüre der Zeugen erleichtert“ (7).

Bei der heutigen, durch vielerlei Praktiken bedingten Sprachverwirrung bedarf es eines ersten vorbereitenden Teiles, der über Begriff, Tradition und Praxis von „Meditation“ berichtet. Fast jede Methode ist für eine gewisse Wegstrecke gut, wenn sie mit Hingabe geübt wird. Aber „der Weg geht vom Sagbaren ins zunehmend Unsagbare“ (21). Denn Gottes Wort ist „mehr als eine faßbare Aussage... Zugleich ist es das Medium, das – zusammen mit den Sakramenten – den Menschen am innigsten, am direktesten mit Gott verbindet“ (32). Das wahre „innere Gebet“, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist, „macht nicht introvertiert und egoistisch, sondern drängt zum mitmenschlichen Tun, weil auch Gottes Liebe auf die Schöpfung gerichtet ist“ (37). Eben dies bestätigt ein Exkurs über das „Jesusgebet“, seine Entsprechungen in anderen Religionen und seinen wahren Charakter, der nicht als Automatismus verstanden werden darf.

Der (eigentliche) Weg zur „Unio mystica“ heißt „Kontemplation oder das Schweigen“. Da sind wir Abendländer und Christen „meist zu schnell zufrieden“ (87). Gefordert wird deshalb eine „Nacht des Sinnes, d.h. Nacht des alten Adams, der sich mit Sinnen, Phantasie und Leidenschaften seinem ... Habenwollen ausliefer“ (91). Nur auf ganz „engem Pfad“, durch „Vernichtung“ (104) und „Liebestod“ (126) kannst du werden, „was du bist“ (153). Vereinigung mit Gott „ist kein Endstadium, sondern ein

unendlicher Prozeß“ (148). Der gleiche Vorgang wird freilich in den verschiedenen Religionen auch verschieden erfahren. Dennoch zeigen die „west-östlichen“ Vergleiche, um die sich die Verfasserin überall, besonders aber in diesem Kapitel mit großem Feingefühl bemüht, immer wieder überraschende Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen, auch wenn der nichtchristliche Gesprächspartner vielleicht zu schnell glaubt, er sei schon zu den Tiefen des Seins gelangt und ein Fortschreiten sei gar nicht mehr denkbar (183). Die letzte Bestimmung des Menschen, die Liebe, ist allem zugänglich. „Aber nirgends wurde sie so deutlich ausgesprochen und praktisch gezeigt wie in der Offenbarung des WORTES, das den Christen führt als Wort im Schweigen“ (192).

Dieses Ziel wird im dritten Teil des Buches noch einmal zusammengefaßt, allerdings fast nur durch von L. übersetzte Texte, die aus der Feder des heiligen Johannes vom Kreuz stammen, der „eine absolute Festlegung des Gesagten nicht will, weil das seinem Gegenstand nicht entspricht“ (198). Überhaupt sind die Analysen und Betrachtungen dieser Studie nicht im strengen Sinn dogmatisch-wissenschaftlich ausgerichtet, sondern eher frei assoziiert, etwa in Form einer Spirale, teilweise beinahe im Plauderton, durchaus kritisch unterscheidend, im Grunde jedoch versöhnend. Eben dies scheint heute der bessere Weg zu sein, um die große Ökumene zu fördern und zu vertiefen, und wer sich genügend Zeit nimmt, die eindrucksvollen Text-Beispiele und Vorbilder der Vergangenheit und der Gegenwart wirklich meditativ zu studieren, wird schließlich erkennen, daß die Wirklichkeit selbst, die jetzt christliche Religion heißt, auch bei den Alten da war, denn „sie fehlte nie von Anfang des Menschengeschlechtes an, bis Christus im Fleische kam; von da an begann die wahre Religion, die schon da war, die christliche genannt zu werden“ (Augustinus).

Franz-Josef Steinmetz SJ

Splett, Jörg: Spiel – Ernst. Anstöße christlicher Philosophie. Frankfurt: Knecht Verlag 1993. 176 S., brosch., DM 28,-.

Wer schon eines der zahlreichen Werke des Frankfurter Philosophen kennen- und

schatzungelernt hat, wird auch dieses neue Buch dankbar aufgreifen. Es richtet sich gegen den Zeitgeist, der etwa behauptet: „Man müsse Welt und Leben als Spiel ... nehmen, um nicht krank zu werden“ (9). Daran ist zwar etwas Wahres, im Grunde aber geht es um die rechte Verknüpfung von Spiel und Ernst, auch bezüglich Verlust wie Gewinn.

Obwohl das Buch aus schon veröffentlichten Einzelbeiträgen besteht, ist seine Einheit luzide strukturiert. Soll der Mensch sich überhaupt auf das Spiel des Lebens einlassen? Warum soll man dies, und wie ist die Sollens-Erfahrung als solche zu denken? Wie läßt sich das Dunkel des drohenden Todes als eine Weise von Licht-Gegenwart erschließen? Kann man Schwäche, Schwachwerden als Wunschziel entdecken? Wodurch den Pessimismus überwinden, der sich gleichermaßen auf die Möglichkeit der Erkenntnis wie auf den Sinn des Lebens bezieht?

Es sind vor allem diese Fragen, die Splett in brillanter und sublimer Form zu beantworten sucht. Seine geistvoll kombinierende und ungewöhnlich zitatenechte Sprache verlangt allerdings vom Leser große Konzentration oder genauer: geduldige Meditation. Dem bekannten Wittgenstein-Wort (Exakt sprechen oder gar nicht!) stellt er nämlich ein anderes zur Seite, welches sagt: „Eigentlich kann man nur dichten – alles andere ist ungenau.“ Eben deshalb läßt er viele Dichter (von G. Benn bis W. Willms) zu Wort kommen und räumt ein, daß sich dabei auch Vorlieben zeigen. „Dichtung aber stellt kein Selbstgespräch dar, sondern wird erst als Anrede ganz sie selbst“ (21).

Das große Thema, das alle Kapitel durchzieht, ist also das Mysterium der Freiheit. Es steht auch im Zentrum der sogenannten Exkurse, die als Einstieg in die Problematik besonders zu empfehlen sind, weil sie wichtige Gedanken schon einmal thesenhaft zusammenfassen, z. B. den Vorschlag, Freiheit nicht als Selbstbestimmung zu denken, „sondern als das Vermögen, sich bestimmen zu lassen“ (101), oder die Antwort auf die Frage, wie man Endliches mit seinen Grenzen und Mängeln aufrichtig akzeptieren könne: „letztlich allein aus dem Wissen,

daß es von unendlich-absoluter, personaler Freiheit akzeptiert, ja gewollt ist“ (45).

Daß Freiheit ohne Verzicht gar nicht wirklich sein kann, versteht sich nach Splett von selbst. In welchem Sinn dieser Verzicht genommen sein will, bleibt jedoch fraglich. Dazu werden in der abschließenden Besinnung noch einmal drei Antworten zur Diskussion gestellt, nämlich Freiheit als Unabhängigkeit, als Gemeinsamkeit und als Da-Sein Gottes. „Niemand, der lebt, vermag sich selbst zu genügen“ (151). Er ist unumgänglich auf andere und auf anderes angewiesen. „Nur der ist frei, der frei zu geben und andere(s) angstlos freizugeben vermag“ (158). Das ist ein Programm, in dem sich alle Lehrer humarer Weisheit treffen können. Wie aber kann man sich dem anderen zumuten, ohne daß dies zur puren Zumutung geriete? Und wie kann man den anderen annehmen, ohne irgendwelches Mißtrauen zu hegen? So werden wir noch einmal auf die theologische Dimension erfüllter Freiheit verwiesen (165).

Wie also kann der Lebens-Ernst ein Spiel sein und das Lebens-Spiel ernst? Ich weiß keine bessere Antwort als den befreienden, in Lk 17,10 verborgenen Satz: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven, wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“ Splets variantenreiche Diskurse sind jedenfalls alles andere als eine bloße Spielerei.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Suzuki, Daisetz Teitaro: Wesen und Sinn des Buddhismus. Ur-Erfahrung und Ur-Wissen (Spektrum Nr. 4197). Freiburg: Herder 1993. 141 S., kart., DM 14,80.

Der buddhistische Gelehrte (1870–1966, Gespräche mit Thomas Merton, Martin Heidegger, Erich Fromm usw.) ist der bekannteste und sicher auch beste Interpret des Zen-Buddhismus im Westen. Mit seinem vorzüglichen Englisch und der Kenntnis westlicher Philosophie und des Christentums gelang es ihm wie keinem andern, Zen-Kultur im Okzident bekanntzumachen. Hier stellt er mit der Hua-yen-Schule (jap. Kegon) den wohl konsequentesten Buddhismus vor. Leicht erkennt man darin die Zen-Erfahrung. Diese „Lehre der Tota-

lität“ sieht alle Dinge so sehr in Abhängigkeit voneinander, daß das „eine Ganze“ in jedem Einzelnen ist; – aber nicht als ein übersteigendes Absolutes, sondern in völliger Identität mit dem Einzelnen. Suzuki erläutert diese Lehre mit brillanten, aber abstrakten Paradoxa: „Unterschied des Nicht-Unterschiedes oder Unterscheidung der Nicht-Unterscheidung“, „die Bejahung ist eine Verneinung und die Verneinung eine Bejahung“, „absolute Identität der Gegensätze“, „völliges Miteinander-Verbundensein von Unterscheidung und Nicht-Unterscheidung“. Am berühmten Gleichnis vom „Goldenen Löwen“ illustriert er diese Weltanschauung: In jedem unterschiedenen Teil der Löwenfigur ist das Ganze, nämlich das Gold un-unterschieden anwesend. Von besonderem Interesse ist diese gut lesbare „Philosophie“ dadurch, daß Suzuki ständig – besonders gegen Schluß – die christliche Lehre gleichsam als „anonymen“ Buddhismus einbezieht in diese Philosophie. „In der Welt zu sein, als ob man nicht in der Welt wäre, ist der Schlüssel zum Hua-Yen-Leben.“ Welt als die Vielfalt, Nicht-in-der-Welt als die damit identische Einheit. Auch die ethischen Ausführungen gegen Schluß sind wichtig: „im moralischen Menschen bleibt ein gewisses Gefühl des Sich-dazu-Zwingens“, „der spirituelle Mensch (handelt) frei und natürlich, so spontan wie die Blumen im Frühling blühen“.

Die Übersetzung ist ausgezeichnet, gut zu lesen. Nur muß man sich als Europäer dazu zwingen, in dieses „paradoxe Sprechen“ einzusteigen, um dahinter „Die große Befreiung“ (ein grundlegendes Buch Suzukis) nachempfinden zu können. Suzuki stellt S. 124 den „buddhistischen Gott“ als „immanent transzendent“ geistreich dem „christlichen Gott“ gegenüber. „Wenn schon nicht ganz transzendent, wie manche meinen, so doch transzendent immanent.“ Ob damit nicht der eigentliche Unterschied: Gottes Mensch-, Fleisch-, Geschichte-Werden intellektualisiert wird? Es fällt einem Christen gewiß nicht schwer, seine Eigengestalt gegenüber der Faszination des Buddhismus neu einzuschätzen. Josef Sudbrack SJ

Dinzelbacher, Peter: Mittelalterliche Frauenmystik. Paderborn, München,

Wien, Zürich: Schöningh-Verlag 1993, 343 S., geb., DM 68,-.

Seit seiner Habilitation von 1978 (Vision und Visionsliteratur im Mittelalter) kämpft der Autor um die Anerkennung erlebnismystischer Zeugnisse, die von der Forschung oft als minderwertig abgetan werden. In den zwölf neu bearbeiteten und z.T. beträchtlich erweiterten Aufsätzen (bis 1992) dieser Sammlung breitet er ein umfängliches Material aus, das in aller Themenvielfalt einen guten Ein- und Überblick in die mittelalterliche Frauenmystik gibt. Am faszinierendsten zeigt sich die stupende Quellen- und Literaturkenntnis verbunden mit einem breitgestreuten Interesse im Beitrag über „Das Christusbild der Lutgard von Tongeren im Rahmen der Passionsmystik und Bildkunst des 12. und 13. Jahrhunderts“. Einiges aus den Themen: Ekstasen, Visionen, Stigmata, Herz-Jesu-Verehrung, Braut-, Kreuzes-, Kirchenmystik, Fegfeuervisionen, Reliquienkult, Legenden, Lactatio Mariae, der Umbruch zur Gotik, Soziologisches, Psychologisches, Philologisches; und dazu viele, viele Gestalten! Das Register (333–343) kann die Vielfalt nicht aufschließen. Die Aufsätze sind nicht zufällig zusammengestellt, sondern bilden eine geordnete Einheit: Von der Frage nach der Eigenart von Frauenmystik über deren soziologische Bedeutung („Rollenverweigerung“ usw.), über Kindheit/Jugend der Mystikerinnen, über einzelne Mystiker und ihre Zeit (neben weniger Bekannten auch Elisabeth v. Schönau und Marguerite d’Oingt), über Symbole (Brücke, Adler) und literarische Gestaltung usw., bis zur Frage nach dem politischen Wirken (für die Frauen typisch!?) und die zeitgenössische Beurteilung („Heilige oder Hexen?“) bis zur Anfrage an den Trend der Mystikforschung, der über der „intellektuellen Mystik“ (Eckhart, Tauler, Nikolaus von Kues usw.) die „Erlebnismystik“ vergibt.

Dinzelbachers Plädoyer hierzu muß gehört werden. Doch hinter den eher philologisch-historischen stehen die anthropologischen und theologischen Fragen: Was ist denn eigentlich „Mystik“? Hier greift Dinzelbacher wohl zu kurz, wenn er die „intellektuelle“ Mystik „theoretisch“ benennt und damit andeutet: Es ist keine Erfahrung, sondern nur Theorie-über. Damit wird er

Meister Eckhart und noch weniger Tauler keinesfalls gerecht. Doch die polemisch vorgetragene und das ganze Buch durchziehende Anfrage Dinzelbachers kann zur Klärung helfen. Damit würde die Vielfalt der christlichen Mystik, die er wie kein anderer entfaltet, noch reicher vor unseren Augen stehen.

Josef Sudbrack SJ

Gruber, Elmar: Mein Gottesbuch. Eine Vergewisserung des Glaubens. Freiburg: Herder 1992. 240 S., geb., DM 24,80.

Der bekannte Religionspädagoge hat die Zeichen der Zeit erkannt. Mit seinem Gottesbuch kommt er der weitverbreiteten Sehnsucht nach einer Vergewisserung des Glaubens entgegen und ordnet, was vielen inzwischen wie ein heilloses Durcheinander vorkommt.

Kompakter und konzentrierter ist der Glaube – mit Ausnahme der „Anleitung zum Glaubensbekenntnis. Ein kleiner Katechismus“ von dem Osnabrücker Pastoraltheologen Dieter Emeis – in den letzten Jahren nicht mehr erschlossen worden.

Gruber hält sich in seinem Gottesbuch streng an das Glaubensbekenntnis und in der Kapitaleinteilung an den „grünen Katechismus“, der den Älteren unter uns durchaus bekannt sein darf. Er durchleuchtet die alten Worte und Werte auf ihren immer gültigen Kern hin. Manches Bekannte erscheint dabei in einem überraschend neuen Licht. Beinahe Verlorenes wird wiederdeckt. Vor allem aber werden die elementaren Grundsätze des Glaubens mit neuem Leben gefüllt.

Alles in allem handelt es sich um ein zuverlässiges Grundbuch des Glaubens mit zahlreichen Anregungen zum Gebet und zur Meditation, das ich einer persönlichen Lektüre guten Gewissens empfehlen kann.

Josef Mayer

Schaller, Hans: Wenn Leid Gemeinschaft stiftet. Vom Leben mit geistig Behinderten. Freiburg (Schweiz): Kanisius-Verlag 1992. 64 S., brosch., SFr 10,50.

Wie kommt ein Jesuitenpater, dem die Seelsorge für Studenten anvertraut war, auf ein-

mal dazu, mit geistig Behinderten zu leben? Das Büchlein berichtet aus der Biographie des Autors, von seinem Aufenthalt in der „Arche“ in Frankreich, von den Erfahrungen, die er dort machte, bis hin zu dem Entschluß, selber eine solche „Arche“ in der Schweiz zu gründen: „Schwache, Arme, Benachteiligte bekamen für mich eine neue Würde, die viel besprochene ‚Option der Armen‘ wurde plötzlich konkret“ (17).

Bewußtes Zusammenleben mit Behinderten läßt tiefere Wahrheiten aufleuchten, etwa das allen gemeinsame Grundleiden: „das vernichtende Gefühl, nicht willkommen, ja abgelehnt zu sein“ (22). Die Grenzen unserer Stärke und unserer Liebe erfahren wir gerade in der Beziehung zu den Schwachen, die bewußt ins Zentrum gerückt werden, ohne sie naiv-schwärmerisch zu idealisieren. Auch der geistig behinderte Mensch „ist behaftet mit Trägheit, Aggressionen und Boshaftigkeit“ (31). Versöhnung und Fest bleibt der lebensnotwendige Puls-

schlag jeder Gemeinschaft, auch der von Behinderten. Wie können die zerrissenen Fäden des Beziehungsnetzes wieder geknüpft werden? Anschauliche Beispiele zeigen, wie das (vor allem auch beim Gehen) möglich sein kann. Und wie entsteht ein wirklich christliches Fest? Erst dann, wenn wir auch den Mut haben, Arme und Behinderte einzuladen, wie es das Evangelium fordert.

Die Hoffnung, daß die Arbeit sich lohnt, daß alles wieder gut wird (auch das scheinbar unnütze Leben eines Behinderten): ist das nicht doch nur ein schöner Traum? Nein, sagt der Verfasser, es ist schon die Verheißung des Propheten Jesaja (35,5 ff.). Nicht nur diejenigen, die sozusagen beruflich oder in der Familie mit Behinderten zu tun haben, werden deshalb das Büchlein hilfreich finden, sondern alle, die von der Problematik benachteiligter Menschen betroffen sind.

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 6 – 1993 schrieben:

Johannes Beutler SJ, geb. 1933, Dr. theol., lic. in re bibl., Professor für Theologie des Neuen Testamentes und Fundamentaltheologie. – Johanneische Schriften, biblische Hermeneutik.

Gerd Haeffner SJ, geb. 1941, Dr. phil., lic. theol., Philosophieprofessor. – Anthropologie, Philosophiegeschichte, Kunst.

Jacob Kremer, geb. 1924, lic. phil., Dr. theol., Professor für Neutestamentliche Bibelwissenschaft an der Universität Wien.

Claus-Peter März, geb. 1947, Dr. theol., Professor für Neues Testament. – Passionsgeschichte, Q-Forschung, Bibel-Pastoral, geistliche Lieder (z. B. „Wenn das Brot, das wir teilen, als Rose blüht“).

Walter Repges, geb. 1928, verh., Dr. phil., von 1989–1993 Ständiger Vertreter des deutschen Botschafters beim Heiligen Stuhl. – Diplomatie, Theologie.

Ludwig Schuhmann SJ, geb. 1944, lic. phil., Mag. theol., Berater an der Offenen Tür in Mannheim. – Lebens- und Glaubensberatung, geistliche Begleitung, Transaktionsanalyse und Spiritualität.

Werner Simon, geb. 1950, verh., Dr. theol., Professor für Religionspädagogik, Katechetik und Fachdidaktik „Religion“ am Fachbereich Katholische Theologie in Mainz.

Josef Sudbrack SJ, geb. 1925, Dr. theol. habil., Schriftsteller, ehem. Chefredakteur von „Geist und Leben“. – Mystik und Spiritualität.